

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5 Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444	Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN	Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertions- preis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig
---	---	---

JAHRGANG 1910 BERLIN/DONNERSTAG DEN 6. OKTOBER 1910/WIEN NUMMER 32



INHALT: STANISLAW PRZYBYSZEWSKI: Das Geschlecht / PETER HILLE: Das Mysterium Jesu / MAX BROD: Flaubert / ELSE LASKER-SCHÜLER: Der Sohn der Lilame / PETER ALTENBERG: Djellah / PROGRESS: Fortschritt! / R. K. NEUMANN: Herr Busse zog über die Hügel / TRUST: Die neue Sezession / ALFRED LICHTENSTEIN: Kuno Kohn / Programmschmuck Berliner Theater

Das Geschlecht

Von Stanislaw Przybyszewski

Immer und wieder dieselbe urewige Wahrheit! Warum sie denn fortwährend wiederholen, warum so viele Variationen über dasselbe Thema? Aber fürwahr: Millionenmal öfter wiederholt sich die ewige Lüge.

Die menschliche Seele ist allzudicht mit giftigem Unkraut bewachsen, und es wäre höchste Zeit, das Körnchen Wahrheit zu pflegen und zu behüten, bevor die Seele ganz verdorrt und verfault ist.

Denn ich habe in der Tat nichts Neues gesagt! Schön und heilig war die Macht des Geschlechtes, und fast eine religiöse Zeremonie, voll tiefer Mysterien war der Geschlechtsakt für die Menschheit, die noch nicht durch die Syphilis der judaistischen Moral infiziert war.

Im Himmel und auf Erden thronte unumschränkt die Schaumgeborene, die furchtbare, aber göttliche Astaroth und Mylitta; in der Form des Phallus baute man Tempel und Heiligtümer, und selbst die tugendhaften, römischen Matronen trugen den Phallus als Amulet auf ihrer Brust. Der Geschlechtsakt war ein Sakrament, das zu Ehren der Gottheit in den Tempelhöfen und heiligen Hainen gefeiert wurde, und die Offenbarung dieser hehren, dieser feierlichen und schönen Geschlechtskultur, das ist die unerhörte Pracht der Antike, ihre Wiedergeburt in dem göttlichen Wunder der Renaissance und die überfeinerte, aristokratische Anmut und der Zauber der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Judaismus hat das Geschlecht erniedrigt und in den Kot getreten, er hat die Liebe kastriert und erlaubte ihr nur als einer lächerlichen, verbalen Kategorie zu leben, in den Höhlen den Anachoreten, in den kranken Hirngespinnsten hysterischer Nonnen, in dem Gestammel zahnloser Mönche, als Liebe zu Jesus und Maria.

Aber trotzdem: wie viel von dem intensesten, geschlechtlichen Elan verbirgt sich nicht in der Religion des Mittelalters!

Der Geschlechtstrieb als solcher wurde zum Verbrechen und zur ekelhaften Sünde, das Nackte zur schändlichen Scham und der Geschlechtsakt zu einer stinkenden Pfütze, in der das widerlichste Ungeziefer gedeiht.

Zeichnung von Oskar Kokoschka:
Die Erstebeste darf der süßen Lilith das Haar kämmen. Schreib bald!

Der Judaismus hat der schönen menschlichen Seele das Gift eingepflicht, das bis auf den heutigen Tag die Menschheit zersetzt; er ist es, der die Schönheit widerlich und ekelhaft gemacht hat, der ihr ein Gottesgeschenk mit Unrat und Kot beschmutzt und die höchste, göttliche Offenbarung mit Aussatz beworfen hat.

Aber schon braust von Ferne die rückkehrende Woge, schon schlägt sie hier und da ans Ufer, und der Tag naht, da die Seele sich von dem Unrat des Judaismus zu reinigen beginnt und in neuer Sinnenherrlichkeit und Schönheit ihre Auferstehung feiern wird.

*
* *
*

Aber was bedeutet, wenn man meine kurze rhapsodische Ausführung gelten läßt, unsere alte, verfaulte Ethik, die unser Geschlechtsleben regiert?

Was ist überhaupt Ethik? Doch nichts weiter als: das ist mein, das ist dein, das darfst du nicht anrühren. Stehle nicht, töte nicht, begehre nicht das Weib deines Nächsten.

Viel Schwereres verlangt man schon in dem Satze: Du sollst dem anderen das nicht antun, was du nicht möchtest, daß dir angetan wird. Aber auch das Befolgen dieses Gesetzes ist ein sicherer und bequemer Weg zu einem wohlgeordneten und hochgeachteten Leben.

Das ist so ziemlich das Wesentlichste, worauf sich die alte Ethik beschränkt. Der Dekalog konnte zwar einige tausend Paragraphen in dem deutschen Reichsgesetzbuche gebären, aber all das juridische Geplärre läßt sich auf ein sehr armseliges Schema zurückführen.

Wie anders wird sich das Leben darstellen, wenn die Menschheit sich nur nach einem einzigen ethischen Prinzip richten wird:

Lebe so, wie es deine Schönheit verlangt!

Schönheit! Ja — Schönheit!

Aber was ist Schönheit?

Ich weiß es nicht, ich weiß nur was die meine ist, die deine, die eurige — die kenne ich nicht.

Darf ich sagen, was meine Schönheit ist?

Sie ist das Gefühl einer heißen Begeisterung, die mich alles ringsumher vergessen läßt, die meine Augen blind macht, aber um so weiter die Fenster meiner Seele öffnet; sie ist der fiebernde Aufschwung meines ganzen Seins in einem Orgasmus aller meiner Seelenkräfte, der kalte Schauer, der mich durchläuft: das einzige Kriterium, daß ich etwas Großes anschau; sie ist die tiefe Angst und das Grauen vor unbekannten Mächten, die ich in weitester Ferne wie ein schwaches, Milliarden Meilen entferntes Sternenlicht aufleuchten und wieder verschwinden sehe, und sie ist das feierliche Pathos am Tage heiliger Feste, oder das Entsetzen des Gerichtes am jüngsten Tage, oder der Schrecken, der den Menschen in eine Salzsäule verwandelt.

Alles, alles, was nur die Augen von sich nicht losreißen läßt, alles, was mich am Boden festschmiedet, was mich mit Verehrung oder mit Grauen durchschauert, das mein ganzes Sein in die heftigste Vibration versetzt,

das ist „meine“ Schönheit!

Das einzige Maß für meine Schönheit ist die Intensität und Dauer des Gefühls oder vielmehr der Erschütterung, in die ich durch sie versetzt werde.

Schönheit ist nur individuell, sie kann nur immer „meine“ Schönheit sein.

Ein objektives Schöne ist Unding, man kann höchstens seine eigene Schönheit einem anderen suggerieren...

Nur das Eine:

Alles ringsherum kann zur Schönheit werden, und um wie viel mehr die größte, geheimnisvollste Macht, die das Leben von einer Ewigkeit zur anderen beherrscht —!

Die höchste Ethik besitzt derjenige, der alles zur Schönheit umzuwerten versteht, weil nur und einzig allein das Schöne ethisch sein kann.

Und so aufgefaßt, ist das Geschlecht mit allen seinen Abgründen, mit seiner furchtbaren Tragik, mit seiner jauchzenden Lust und seinem unsäglichem Jammer, mit all den unentwirrbaren Rätseln, Geheimnissen, Ab- und Schleichwegen im höchsten Sinne ethisch, und die Bestätigung des Geschlechts-triebes im höchsten Sinne ethisch, weil schön.

„Et tout est effrayant lorsqu'on y songe“, sagt Maeterlinck, und in diesem Ausspruch steckt die Quelle aller Schönheit. Denn dies furchtbare „effrayant“ ist der Urgrund der Schönheit.

Nur was mich auf die Kniee wirft, was mich mit Grauen und Angst vor unbekannten Mächten erfüllt, was mich zur demütigen Ehrfurcht und dem Gefühl meiner elenden Kleinheit zwingt, ist schön.

Man muß nur verstehen, sich in die geheimsten, verborgensten Winkel jeder Sache zu vertiefen, den entlegensten Urgrund aller Gründe zu erfassen suchen, jedem Ding bis an seine unterirdische Quelle zu folgen, und von den Untergrundswellen sich durchbeben lassen, wenn auch das Meer spiegelglatt vor unseren Augen liegt.

Man muß sich mit einem Wort in dies entsetzliche „effrayant“ versenken, dies unfassbare, dies geheime Grauen, das auf dem Boden eines jeglichen Dinges liegt, um in seiner Seele die heftigste Vibration hervorrufen zu lassen, den heiligen Schauer, der, ich wiederhole es: das einzige Kriterium der Schönheit ist.

Und was ist die Schönheit der Konvulsionen eines Ozeans während des Taifuns. Was ist die Schönheit des Feuergischt, den ein Vulkan herauserschleudert, was ein Diluvium, das eine ganze Welt unter seinen Fluten begräbt, gegen die Schönheit der geheimnisvollen Macht des Geschlechtes!?

Und darauf kommt es an:

Das einzige moralische Gesetz für den neuen Menschen, vielmehr für den Menschen, der seine Auferstehung feiert, ist die Schönheit.

Sobald der Mensch lernen wird, das Geschlecht als schön und heilig zu betrachten, wird seine Betätigung des Geschlechtstriebes schön und heilig sein; und nur der wird seine Seele beschmutzen und besudeln, der in dem Geschlecht Sünde und Unrat findet, und doch der „ekelhaften“, „sündigen“ Kraft des Fleisches folgt. Und ein solcher Mensch, nur er allein ist — Schwein!

Und jeder seiner Geschlechtsakte wird widerlich und ekelhaft sein, weil er gegen das einzige Prinzip der Ethik, gegen die Schönheit sündigt.

Der einzige, der die logische Konsequenz seiner Anschauung gezogen hat, war Weininger. Mit der Verneinung des Geschlechtes war für ihn jegliche Distanz zum Leben verloren. Heil dir, o Strindberg!

Freilich, freilich werden Jahrhunderte vergehen, bis die Menschheit sich von dem Schmutz wird reinigen können, bis sie die Himmelfahrt der reinen, der geheiligten Sinnelüste wird feiern können und eine Wiedergeburt in Schönheit durch — das Geschlecht!

Ende

Das Mysterium Jesu

Von Peter Hille

Aus dem Nachlass

Atheistische Falter

Ein Vorsymbol

Auf reichweichem, tiefgrünem Moospolster liegt ein Totenschädel. Er liegt da wie Kroninsignien auf einem Sammetkissen, das vorsichtig, selbstgefällig ein blonder Page trägt, und hebt auf seiner üppigen Unterlage so mager sich ab, sieht so klagendhohl aus, sauber dürftig. Aus den Augenhöhlen aber sprießen ihm fröhlich je eine Aurikel, deren wie schöner Mädchenhals feinstrotzende Stengel als Augennerv den Sehgang füllen.

Geschäftig wie eine Untersuchungskommission oder kundigbegriffene Archäologen suchen zwei Falter, ein Admiral und ein Pfauenauge, die geheimnisvolle Lebensruine ab.

Sie durchwühlen den tiefrotsamtenen Augentern der Aurikeln, kriechen in die engsten Höhlungen und achten dabei nicht ihres gefährdeten Prachtgewandes. Nun erblickt der Admiral die Pfeilnaht. Entrüstet, nachdenklich, nachdrucksam entrüstet hält er inne: „Und hier ist auch geflickt!“ Und noch bedeutsamer sieht er seine Genossin an. „Voltaire!“ haucht diese.

„Nicht Voltaire, meine Gnädige, Büchner. Voltaire war noch Deist, und wir sind doch Atheisten!“

Und entrüstet, mit kräftigen Bewegungen stutzt er die beim Denken etwas in Unordnung geratene

Uniform wieder zurecht, und beide machen sich davon.

Atheistische Falter!

Und doch blüht frühlingssgrün die zarte Luft des jungen Lenzes und andächtige Hummeln spielen die Orgel.

Und dazu atheistische Falter!

Mariä Empfängnis

Das Kind des Tempels war niemals irdisch, nie stofflich verdunkelt gewesen.

Nicht einmal Spiel und Scherz, Reihentanz, Bewegungs- und Stimmenfreude an sich und den Gespiellinnen hatte sie vorbeschäftigt, die heitere Dienerin des Tempels, die demütig beflissene Gehilfin. Kein Verlangen nach dem saftprallen Herzen einer Frucht, eines Kindes aus dem Pflanzenreich, kein Schönheitsdrang nach dem duftenden Liede aus Farbe und Duft, der blühenden Weise der Blume hatte dem jungen Willen auch nur eine Regung entzogen. Nur dem himmlischen Vater, dem Gotte Israels, dem Herrn der Heerscharen, der niederwirft die Hochmütigen und die Bedränger seiner Kinder, die Halsstarrigen und Unbeschnittenen des Herzens, aber erhebt die Verdemütigten, ihm, vor dem die Blitze schreiben die Sprüche seines Zürnens und die Donner blasen die Posaunen seines Nahens, dunkle, wuchtig schmetternde Posaunen. Er aber naht lieblich wie das Säuseln im Rosengebüsche des Tales von Saron, ihm allein war ihr Wesen ergossen.

Und das Erste, Einzige, was in ihrem jungen, züchtigen Kinderhirne groß und sicher sich ein-grub unter dem deutenden Finger der Mutter Anna, das war das Buch des heiligen Gesetzes.

Und ihr erstes Lallen war Gebet.

Feierlich war ihre Kindheit aufgewachsen in der heiligen hochgetönten Einsamkeit des Tempels.

Nur Frömmigkeit sah sie, Opfer und Gebet, hin zum gütig erhörenden Vater. Und ihr frommer Fleiß, die ernste Anmut ihrer weiblichen Kunstfertigkeit wob am Schmuck des Hauses, in dessen Dienst sie sich gestellt hatte.

Und ruhet sie ihre Finger streckend aus, sie legte sie zum Gebet zusammen. Und neben ihr betete die Blume des frommen Gebetes: die Lilie, die Blüte unantastbarer Reinheit.

Deren makelloser Kelch war der heranwachsenden Jungfrau auch hier an heiliger Stätte ein schärferer Mahner zu unausgesetzter Flucht und Wachsamkeit, die ja ist die Tapferkeit der Seele. Die Seele kann stäubchenloser sein als irgendwas in der Welt, und den König und Meister der Seelen erfreuen und erquickern in seiner wunschlosen Heiligkeit.

Und je mehr Tugend, so mehr Pflege, so kostbarer wird sie, um so mehr wird ihr nachgestellt, um so mehr muß sie behütet werden.

Maria betet, sie hat ihre zarten Finger vor den geschlossenen Augen und sieht nach innen, zurück nach dem Urquell ihrer in Andachtsglut zitternden Seele.

Und dieses Licht ihres Geistes, das schon als kleines Flämmchen so hell gebrannt hat vor dem Herrn und stündlich langsam gewachsen ist wie Gestalt und Alter, und heller geworden zugleich mit der Einsicht — nun atmet es tief und dehnt sich höher vor den stillen, den sanften, heitern, den leiser spiegelnden Augen des Höchsten. Sein Herz bewegt sich. Und seine himmelergossene Urkraft glänzt heller hervor, aus ihrer heiligen gütigen Strenge, die Gottheit wallt, und aus der Allmacht flutender Zufriedenheit sprießt wie ein Stengel der Geist: hellfeste Tat.

Auftragahnende Engel glühen vor Lust des Gehorsams, flugstraffem Eifer. Wangenzarte Freude aber glüht in den Antlitzen der Bleibenden still. Fröhlich schwingen des Göttlichen Zweige und werfen ihren Strauß aus Geisterwelt der lautersten Seelengestalt, dem edelsten Gruße aus Erdenland.

Da vollendet ein Strahlenbogen den dunkelentschlummerten Blick der Betenden.

Vor ihr steht eine helle, freundlichweiche, wie Befehl einer gütigen Gottheit weichhärteste Lichtgestalt, und lodert reine prüfende Züge.

Es atmet hier Jenseits und sieht mit den dünnen, strengen Nüstern, die wie Geisterluft zittern, aus wie Zorn. Und ist doch kein Zorn, sondern Ruh und Wesenheit.

Nun spricht Licht, Gott durchruft die Ge-
weihte. Lind und hold und heller lebt das Licht.
Sein Geist umschwingt ihre Seele mit Wirbel-
schwertern. Droben geronnen in den Flügeln noch
zittert nach die Reinheit seiner Schärfe. Noch aber
stehn in der Luft seiner Sendung Töne, schönheits-
ergießender als Melodie und Wohllaut kann
schlafen in irdischen Saiten, Töne, wie nur die
Gottesnähe sie gibt: Schwingungen göttlicher
Worte, die den Himmel an unser Ohr bringen.

Und Maria, die Gottesmagd, schaudert, doch
Gehorsam läßt auch kein Erschrecken, kein Zagen
in das reine Meiden gelangen, das nun ein reines
Leiden werden soll. „Siehe, ich bin eine Magd
des Herrn!“ So erhaben, so wahr, so alles redet
nur die Demut.

Und um so inniger versenkt sich die Jungfrau
ins Gebet, darin sich zu sichern gegen zerstreuen-
de, grüblerische Gedanken, und nicht zu er-
schrecken, sich nicht zu erheben, um so würdiger
sich zu weihen der hohen Erhabenheit, welche die
Berufung ihres Gottes über sie bringen will, die
Unwürdige.

Aber Gott, Gott muß es wissen, ihm sei es über-
lassen. Und sie atmet ganz Liebe und Andacht.
Und lieb sind ihr die Stunden, da des Tempels
starre Pflicht, die, obwohl gewissenhaft erfüllt,
schon etwas zurücktritt, sie freigibt, da eilen zum
Schemel ihre Kniee und sinkt in die Hände ihr
sehnendes Antlitz und in Gottes Schoß ihre flüch-
tende Seele.

Und still ruht sie, gestärkt, freudig, ganz er-
geben, ganz ausgeglichen hinüber ins Göttliche.

Erwartend löst sich auf die Zeit, und es be-
ginnt zu spielen von Licht. Duster, düstergolden
wie Fußtapfen. Geisterbängen Sonnenscheines
steckt noch Glanz in glorienvoller Kammer, und
des Weibes junge, mildmächtige Seele steigt, und
das Licht steigt und jubelt und zittert, und ein
Körper ist nicht mehr da, es müßte denn der Leib
sein vor dem Schemel, der starre —

Ob es der ihre, sie weiß es nicht, es sorgt
sie nicht. Sie fragt nicht, sie ist ganz Seele, ganz
Gottes. Und seine Macht leuchtet, daß ihr die
Sinne, auch die Sinne der Seele vergehen, die
Fähigkeiten zur Welt, zum Erfassen der höheren
Welt ohne die fleischmühsamen Gebilde.

Und nun, da sie wieder zu sich gekommen,
da sie wieder in ihrem Leibe ist, nun weiß sie,
daß sie Gott trägt und ausreift: die Jungfrau wird
frommsorgsame Mutter, ihr Leib nun selbst ein
sorgsam zu behütender Tempel. Ein Gefäß der
Gnade, vor jedem Anstoß zu bewahren um des-
willen, was sich darin bereitet, der ganzen Welt
und ihr zum Heile.

Sie fühlt nur mehr Weib, die Heilige, die
heilige Mutter, die Gottesträgerin, zu der mit
scheuer Ehrfurcht zagsam aufsehn die Engell.

Flaubert

Von Max Brod

Ich verbiete mir allen Enthusiasmus und will
nichts als Klarheit reden.

Jedes Werk Flauberts ist eine Summe von
hundert Einzelheiten, jede dieser Einzelheiten sorg-
fältig, intuitiv zugleich und neu. Diese Prosa ist
dicht; keine Zeile, keine Phrase ist von dem Pflug
heftiger Arbeit verschont geblieben. Maupassant
erzählt von den Lektionen, die Flaubert ihm gab;
wollte er ein Feuer darstellen oder einen Raum, so
lehrte ihn der Meister, er müsse so lange in ihre
Betrachtung sich verlieren, bis sie keinem andern
Feuer, keinem andern Raum mehr glichen und
anfangen, in ihrer Individualität aus der Menge
gleichartiger Dinge hervorzutreten. . . Viel wäre
über diese Detailarbeit zu sagen. Doch will ich
heute von der andern Merkwürdigkeit Flauberts
handeln: Nicht nur alle Details seiner Romane
sind neu, jeder Roman ist außerdem noch als Ganzes
neu. Mit seinen fünf Hauptwerken hat Flaubert
fünf neue Typen von Kunstwerken ge-
schaffen, untereinander ganz verschieden, ganz ver-
schieden und durch eine unendliche Kluft getrennt
von der ganzen übrigen Literatur. . . Nichts hat
er so gehaßt, wie das Banale, die Wiederholung.
So hat er in seinen Büchern das fast Unmögliche
erreicht, niemals sich oder gar andere zu wieder-

holen, nicht im kleinsten. Und nur dem Kenner
wird es einfallen, daß „Kokosnüsse als Schmuck
kleinbürgerlicher Wohnungen“ zweimal im Werk
Flauberts erschienen: bei Dussardier in der „Edu-
cation“ und bei Pécuchet.

Die spezifische Atmosphäre der „Madame Bo-
vary“ könnte man benennen: Alltag. Und Flau-
bert hat ihn beschrieben, wo er am fühlbarsten
ist: Alltag in einer Kleinstadt. . . . Zum erstenmal
in der Weltliteratur stehen hier Menschen vor uns,
die sich durch gar nichts auszeichnen, Typen der
Gewöhnlichkeit. Auch Blazac hat die Kleinstadt
geschildert („La Rabouilleuse“), aber bezeichnender-
weise ist es gleich eine Kleinstadt, in der wüste
Mordgesellen handeln und eine Erpresserin und
eine Merkwürdigkeit von altem Junggesellen. Nichts
von all dem bei Flaubert. Die Romantik versinkt.
In Yonville l'Abbaye gibt es nur Spießer. Balzacs
Welt, die überwundene, wird von Flaubert selbst
durch Pécuchets Mund dargestellt: „Er glaubt an
die okkulten Wissenschaften, an die Anarchie, den
Adel, ist von den Schurken geblendet, rührt in
Millionen herum, als wenn es Centimes wären,
und seine Bürger sind keine Bürger, sondern Ko-
losse.“ Dieses Abenteuer, die Realistik eines Salon-
zauberers, ist abgetan. Nur im Kopfe eines Des-
laurier spukt sie noch, und indem Flaubert Des-
laurier scheitern läßt, verurteilt er Balzac. Bei Bal-
zac halten noch Ausnahmemenschen, Napoleoniden
das Steuer das Welt, hinter den Figuren der „Ma-
dama Bovary“ steht es in trüber Glorie geschrieben.
daß jeder eine Ausnahme zu sein glaubt, indes er
wie viele andere ist, sein Schicksal wie eines jeden
Schicksal. Das gibt den traurigen Humor des
Buches. Die Galerie der Enttäuschten beginnt, der
später Matho, Frederick, Antonius, Félicie, die Alten
von Chavignolles sich einfügen. Die Natürlichkeit
ihrer Schicksale enttäuscht sie. So sehr ist jede
Figur Flauberts in sich Allgemeinheit, während Bal-
zac sein Bedürfnis nach Allgemeinheit in abstrakten
Digressionen befriedigen muß. Flaubert kann dieser
Digressionen entraten, mit einem Zuge ist der ob-
jektive Roman geschaffen, das moderne Epos. . .
Es ist ein kompliziertes psychologisches Problem,
wie Flaubert zu dieser neuen Form gelangte, gerade
er. Von Natur aus ist er Romantiker, Gaillard,
Heros, Anbeter Viktor Hugos. Aus Romantik her-
vorgehend Pessimist, Feind der körperlichen Ge-
nüsse, Feind seiner selbst. In Synthese ergeben
diese beiden Gefühle: Feind seiner eigenen Ro-
mantik. Sein künstlerischer Instinkt jagt ihn vom
schon Gesagten weg, vom redseligen Pessimismus
Byrons. Er klagt nicht mehr, er beschreibt. Er
flucht dem Bourgeois nicht, er stellt ihn dar. Aber
das ist die Hauptsache: dieser neue Stil, der andern
vielleicht letztes Ergebnis aller Mühe wäre, ist bei
ihm erst das Niveau, der Ausgangspunkt seiner
Mühe. . . . Gut, er wird nun den Alltag schildern.
Jetzt aber, schon meilenweit von aller bisherigen
Konvention entfernt, beginnt er erst recht, sein
Genie wirken zu lassen, der niemals Zufriedene.
Und nun durchstudiert er den Alltag so genau nach
rechts und links, entlockt ihm alle Farben, variiert
ihn so überraschend und mannigfach, daß Zola,
der ihm hierin folgte, wie ein plumper Vorläufer
erscheint. Neben ihm wirkt Maupassant fad, die
Goncourts planlos, obwohl alle diese erstklassige
Epiker sind. Aber nun Flaubert gibt mit jedem
neuen Roman nicht nur eine neue Atmosphäre,
sondern gleich alle Nüancen dieser Atmosphäre.
Er schafft ungeheure Felsblöcke herbei und mo-
delliert sie zugleich ins feinste.

Paris hatte Fortsetzungen des Genres „Bovary“
erwartet. Flaubert aber holt eine andere Seele aus
sich hervor, die „Salammbô“. Vorher schrieb er
einmal einem Freunde: Indem ich Spirituskocher
beschreibe, werde ich selbst einer. . . . Nur seinem
Trieb folgend, beschreibt er Helden, Gewalttaten,
Foltern. Aber zugleich seinem Prinzip folgend,
stellt er sie in ein Milieu, in dem das Größte als
gewohnt erscheint. Er gibt gleichsam den Alltag
der Exotik. In seinem wissenschaftlichen Drang
rekonstruiert er das brausende Karthago. So be-
friedigt sich in ihm mit einem Streich der Historiker,
der Freund der Barbaren, des Orients. Seine Studien
sind ungeheuerlich. Man liest in den Tagebüchern
der Goncourts (4. März 1860): „Dann bringt man
Flaubert drei große, in der kaiserlichen Druckerei
hergestellte Quartbände über die algerischen Berg-
werke. Er hofft darin ein Wort zu finden, das er
zu seinem karthagischen Roman braucht.“ Und

Flaubert kann gegen eine Kritik des Professors
Froehner brieflich ihm mitteilen: „Je n'ai, monsieur,
nulle prétention a l'archéologie. J'en sais cepen-
dant assez, monsieur, pour oser dire que vous
errez complètement d'un bout a l'autre de votre
travail.“ Für jedes Detail des Romans weiß er
Belegstellen, Autoren, nichts hat er willkürlich ge-
schrieben. Das Werk lohnt die Mühe. Wieder ist
ein neuer Typ des Romans gelungen: der exakt-
historische, in dem aber die Wahrheit neben der
Schönheit bedeutungslos ist, trotz aller Wahrheit.

„Die Schule der Empfindsamkeit.“ Ich würde
eigentlich übersetzen: „Schule der Gefühllosigkeit“. Denn
darum handelt es sich in diesem, wenn es
nicht geschrieben wäre, unglaublichen Buch. „Alles
versiegt, kein Gefühl kommt ans Ziel“, schreibt
Flaubert darüber. Wie Salammbô ist es eine In-
version der „Madame Bovary“, aber von anderer
Seite her. In der „Bovary“ klagt ein stets un-
ruhiges, romantisches Gemüt in monotoner Um-
gebung, hier dasselbe Lied mitten in Paris, mitten
in tausend anderen Bewegungen. Hier ist zum
erstenmal der Roman einer Stadt geschrieben, ein
Roman mit tausend Nebenfiguren und Nebenereig-
nissen, scheinbar unübersichtlich, doch gerade in
allem Hin und Her vom zarresten unsichtbarsten
festesten Plan beherrscht, aus dem tiefsten Herzen
des Buches herauf. Hier ist das Beispiel eines
Massenromans zum erstenmal gegeben und nie mehr
erreicht worden.

Das Niveau in der „Versuchung des heiligen
Antonius“ ist: Heiligkeit, Askese. Auch diesmal
die Grundstimmung nicht Endprodukt; sondern
gleich mit den ersten Akkorden erzielt, wird sie
Materie zu weiteren herrlichen Spielen. Gleich mit
den ersten Zeilen spüren wir: eine fremde Welt,
das haben wir noch nie gehört. Aber Flaubert
tut gleichsam so, als sei diese Höhe selbstverständ-
lich, ganz und gar heimisch ist er in den uns
neuen Gefühlen, mit Intensität (das ist es, was
ihn immer so auszeichnet: unbegreifliche Intensität)
wandelt er die Frömmigkeit in alle ihre Ausläufer
ab. Würde man glauben, daß es zu dieser Stelle
kommt: „Antoine et Hilarion s'amusement énormé-
ment. Ils se tiennent les côtés a force de rire“? Ein
Mönch, ein Einsiedler! . . . Und doch. An-
tonius zerspringt fast vor Lachen, wie er die selt-
samen Idole der Heiden sieht. Da fühlen wir:
wie weit von aller Schablone ist dieser Heilige ge-
zeichnet, wie kraftvoll, unbegreiflich! Er ist fromm,
aber individuell fromm, und zwar hartnäckig, selbst-
gefällig, ein wenig beschränkt. Wenn die Ver-
suchung zu stark wird, beginnt er zu weinen. Wir
kommen ihm so nah dadurch. Ein ganz neues
Genre entsteht: der Humor, ja die Komik der Heilig-
keit. Ohne etwas von seinem Pathos, seiner Mystik
einzubüßen, wirkt das Buch humoristisch, in einer
ganz ungeahnten Art menschlich. Wenn sich die
indischen Götter verneigen, so neigen die, die
mehrere Köpfe haben, alle zugleich. Wenn die
Babylonier ihre göttlichen Sterne beobachten, es
erscheint kultiviert und fast dandyhaft: wirft der
Eremit bäurisch starrköpfig hin, wie aus einem
Katechismus: „Die Sterne sind keine Götter“. Un-
übertrefflich, wie der Magier Apollonius sich
aufdrängt, aber mit Hilfe seines treuen Dieners
schnell die Sache umdreht, so daß Antonius ihm
sich aufzudrängen scheint. Ich möchte das auf der
Bühne sehen. Und wie in alle Frömmigkeit der
Ehrgeiz, der Neid, die ganze Skala der Leiden-
schaften einspielt, natürlich alles transponiert durch
das Medium der Heiligkeit, alles auf den gemein-
samen Nenner der Kasteiung gebracht. Kleine irra-
tionale Züge bringen uns das Unglaublichste unter
die Augen. Die Christen stoßen ihre verurteilten
Brüder den Löwen entgegen, „um ein Ende zu
machen“, einfach aus Nervosität. Ehe sie grausam
den Tieren vorgeworfen werden, reicht man ihnen
(mitleidig?) einen narkotischen Wein. Unter den
römischen Göttern tritt auch Crepitus auf.

Noch einmal eine ganz neue Tonart „Bouvard
und Pécuchet“. Das enzyklopädische Buch. Die
Bibel des Dilettantismus. . . . Die beiden Bieder-
männer des Titels sind Idealisten, von gutem Willen
erfüllt, nach Höherem strebend, aber Durchschnitt,
Mittelmaß. Durch eine kleine Fleißaufwallung glau-
ben sie jede Wissenschaft, jeden Zweig des mensch-
lichen Lebens beherrschen zu können. Wie Don
Quichote übersehn sie Schwierigkeiten, ihre tragische
Komik wächst aus derselben Wurzel. Der Roman
ist eine aus dem Ritterlich-Tatsächlichen ins rein

Geistige umgesetzte Don-Quichotterie. Aber bald gleitet Flauberts Satire aus der Persönlichkeit ins Allgemeine. Seine Helden sind Dilettanten, und deshalb mißlingt ihnen vieles, vieles aber auch, weil die Wissenschaft selbst, die sie gerade durchnehmen, ein Dilettantismus ist. Nun wird das Buch eine Verhöhnung der Wissenschaft, von der Agrikultur, über Chemie, Medizin und hundert andere Etappen bis zur Philosophie, Religion herauf. Alles ist widersprechend, leichtsinnig, ja hirnerbrannt. Ein Dossier der menschlichen Dummheiten entrollt sich, ein Bachanal der Skepsis . . . Die künstlerische Neuheit des Werks liegt aber nicht etwa in dieser heftigen Satire, wie Flaubert selbst in manchen Briefstellen und zahlreiche Kritiker meinen, sondern darin, daß Flaubert als erster die Schönheit des trockensten Stoffes beschwört, die Poesie des wissenschaftlichen Dunstkreises. Er beschreibt hier Bücher wie Landschaften, Systeme wie Katastrophen. Mit drei Worten wird ins Herz einer Geistesrichtung getroffen. Seine ungeheure Kraft zeigt sich in der zwanglos mitlaufenden Erzählung, in der Verbindung der Teile. Wie die Freunde, von der Hygiene enttäuscht, zu einer tüchtigen Mahlzeit zurückschnellen und dann gesättigt (selbstverständlich) die Sterne betrachten, ein bürgerliches Gespräch über Astronomie loslassen. Wie sie, müde des politischen Lebens, sich in der Liebe üben . . . Und unfehlbar gibt Flaubert alle Gemeinplätze, die man über ein Thema sagen kann. Das Gerede Pellerins in der „Education“ war nur ein kleines Vorspiel. Hier schwillt das Stupide, das Unzulängliche in gigantische Maßstäbe. Die fünfzehnhundert Bücher, die Flaubert vorarbeitend durchgelesen hat, wirken schließlich wie ein erhabenes Denkmal, ohne dadurch ihre Lächerlichkeit zu verlieren. Dies alles zwischen zwei bejahrte Männer gelegt, ihre rührende Freundschaft, ihr unermüdlicher Eifer, ihr sympathisches Pech: ein neuer Typ des Grotesken ist gebildet, selbständig und isoliert wie alles, was der Große berührt hat. Der fünfte Roman: die fünfte Einsamkeit.

Es wird gut sein, wenn man statt in biographischen und Weltanschauungs-Zusammenhängen die Bedeutung Flauberts in dieser fünffachen Originalität erkennt.

Die Werke Flauberts, Romane, Novellen, Briefe, liegen nun in deutscher Gesamtausgabe vor. Durch das Erscheinen des nachgelassenen Romans „Bouvard und Pécuchet“ ist sie in diesen Tagen vollständig geworden. Alles Lob dem kulturbewußten Verlag I. C. C. Bruns, dem gelehrten Herausgeber Dr. Fischer, etwas weniger ihm als Uebersetzer. Die Dramen und Jugendwerke Flauberts werden vielleicht später noch angefügt. . . . Doch steht zu erwarten, daß schon in dieser Form die Ausgabe, richtig erfaßt, eine starke Umwälzung des deutschen Schrifttums und der literarischen Ansichten hervorbringen wird.

Der Sohn der Lilame

Von Else Lasker-Schüler

Als Lilame, die Gemahlin des Großveziers, noch in ihrem Schoß den kleinen Mehmed trug, geschah es, daß unter ihrem Fenster eine Gauklerbande mit hellblauen Flachsperücken ihre Späße trieben. Und als Mehmed auf die Welt kam, ringelten sich mitten auf seinem Kahlköpfchen zwei ganz kleine hellblaue Wollhärchen. Seine Mutter Lilame soll schwermütig darüber geworden sein, und sein Vater, der Großvezier, ließ alle Friseure des Landes in den Palast rufen, aber die standen ratlos um den hellblau keimenden Haarboden seines Sohnes. Und Mehmed wurde der Welt böse, als er zum erstenmal mit seinem Gouverneur durch die Straßen von Konstantinopel spazierte. Die reichen und die armen Leute hielten sich die fetten und die hageren Bäuche vor Lachen. Und einige von ihnen wurden sogar handgreiflich und zupften an den Spitzen seiner hellblauen Locken. Aber als Mehmed älter wurde, gewährte es ihm einen unerklärlichen Reiz durch die lachende Volksmenge zu schreiten. Seiner Locken Blau hob sich grell ab von der Zitronenfarbe seines Turbans. Und in jedem Jahre einmal kam der Tag des großen Köpfens. An dem wurden alle, die sich des Lachens bei seinem Anblick nicht enthalten konnten, in den

weiten Vorhof seines Palastes geladen. Der Sohn des Großveziers saß dort auf einem steinernen Stuhl und zwang seine Opfer, sich noch einmal so ungebührlich zu gebärden, wie sie sich vor ihm auf den Straßen Konstantinopels hatten zuschulden kommen lassen. Aber die Leute zitterten vor Nöten, und namentlich die Kinder heulten, denn auf einer Wetzbank lagen krummgebogene Schlachtmesser wie blitzende Mondsicheln, in jeder Größe für jeden Hals passend. Aber es ist noch nie eines von ihnen blutig geworden, denn Mehmed erlöste die Qual der Schuldigen, indem er sie vor ihrer Hinrichtung wieder in ihre Wohnungen schickte. Und man betrachtete den Sohn des Großveziers bald mit scheuen Blicken. Die Lachlustigen verbargen ihre Gesichter, wenn sie ihn von ferne herannahen sahen. Und die alten Weiber auf den Plätzen, die Spezereien und Kräuter feilboten, tuschelten sogar von der Wunderkraft seiner heiligen, hellblauen Haare. Aber Mehmed war der Welt böse. Doch weil er sie so liebte, begann er seine außergewöhnlichen Haare mit flüssigem Kalk zu verkleistern. Und als ich ihn eines Abends also tun sah, trat ich in den Garten zu ihm, er saß am Rand des Spiegelsees, und sein Haupt war wie ein Stückchen Himmel, was in das kleine Wasser gefallen war. „Was beginnt Mehmed, mein lieber Vetter?“ Und ich wehrte ihn, sein Vorhaben weiter auszuführen, denn ich empfund jedesmal eine Prophezeiung beim Leuchten seiner hellblauen Haare. „Mehmed, du bist ein Weiser und bist ein Narr, da du es nicht weißt. Und wenn du auch die schwarzen Haare deines Vaters oder die braunen Locken Lilames, deiner Mutter, trägest, dich hätte das gleiche Geschick ereilt.“ Ich zeigte in den See. „Deine Stirne ist mit Gold beschrieben, wie sollten die Unwissenden ihre Sprache deuten können, und deine Augen blicken in eine andere Welt.“ Und wir stellten noch am selben Abend eine Probe an, er verbarg seine hellblauen Haare tief im Turban, und ich sah recht deutlich durch meinen Schleier, wie sich die Vorüberschreitenden neugierig anstießen und ihre Lachlust ihm galt. Aber Mehmed wandelt seitdem nur noch vor meinem Gitterfenster des Harems auf und ab, bis ich zu ihm in den Garten trete: Seine hellblauen Locken läßt er sich nicht mehr nach Landessitte beschneiden, sie haben schon die Länge seines Rückens erreicht; und eines Abends am Spiegelsee offenbarte er mir, ihn beseele die tiefe Erkenntnis, er sei tatsächlich ein Weiser und größer als alle seine Nebenmenschen, als Mond und Sterne. Und er könnte seine unumstößliche Erleuchtung nur damit begründen, daß er ein Zwilling Allahs sei. Auch würde er ferner nicht mehr über die Straßen Konstantinopels schreiten und die winzigen Menschenhaufen zertreten, das vertrüge sich nicht mit seiner Weisheit. Aus verschiedenen Ländern läßt er Geometer kommen, welche die Höhe der Granitsäulen feststellen sollen, auf denen das Dach seines Palastes ruht. Er geht Wetten ein, natürlich gewinnt er immer. Er ist ja beträchtlich größer als die steinernen Träger. Und die Pyramide jenseits des Ufers hat er selbst mit den Klötzen aus den Baukästen der Haremskinder aufgebaut. Und die mächtige Moscheekuppel ist ein Punkt gegen seinen Kopf. Und sein Vater, der Großvezier, erbaut sich an der heiteren Laune seines sonst so schwerbrütenden Sohnes; übersteigen seine Späße doch die Sprünge der Gaukler vor dem Palast. Aber ich werde täglich schwermütiger, wie Lilame, seine Mutter. Und es war in aller Frühe, die Priester hatten noch nicht die Gebete verrichtet, als ich Mehmeds Stimme vor meinem Fenster höre. Er schwenkte eine Zeitung triumphierend wie eine Siegesfahne durch die Luft. Und er ließ mir kaum Zeit, die große Neuigkeit zu lesen. Es handelte sich um ein Elefantenriesenmonstrum aus Ost-Indien. Augenblicklich weilte es in der Kaiserstadt der Deutschen, im Abendland. Fünfundzwanzig schwarze Mehmed-Diener müssen sich zur Reise bereit halten und außerdem die Hochgestellten im Palaste, und ich, seine Base, die ich seine Weisheit zuerst erkannt habe. Auf der Fahrt über die Gewässer verhielt sich Mehmed auffallend schweigend, nur manchmal steigt ein Siegeslächeln jäh wie auf Meileneile über sein Antlitz und verklärt seine hellblauen Haare. — Umzäumt von drei Eisengittern gewährten wir Goliathofoles, das Riesenmonstrum, und in den Nebenkäfigen die anderen Elefanten, die ihn kopfschüttelnd begaffon. Er war gerade im Begriff,

zwei Kessel Wasser auszuschlürfen. Auf eine Eingabe hat die Hauptstadt die Kessel der Gasanstalt dem hohen Gaste zur Verfügung gestellt — und der Westen war ohne Beleuchtung. Goliathofoles war so groß — um gewissenhaft zu berichten: auf seinem Kopf lag Schnee. Aber nichtsdestoweniger verstand er mit seinem Rüssel die Orgel zu drehen und namentlich die Trommel zu schlagen. Heute aber weigerte er sich entschieden, seine Kunststücke dem Publikum vorzutragen. Trotz der vielen Zuckerhüte, die für ihn zur Belohnung in Bereitschaft standen. Mehmeds schwächliche Glieder krampften sich vor Ungeduld und die fünfundzwanzig Diener seiner Haut spannten ihre volle Kraft an, um das Vorhaben ihres Herrn zu verhindern, in den Käfig einzudringen. Mit zugespitzten Lippen, girrende Töne flötend, versuchte er das unfolgsame Riesentier zu ermutigen. Bisquitkrümel warf er in sein höhlenaufgesperrtes Mäulchen. Er duckte sich immer kleiner, damit Goliathofoles auch den aufmunternden Trommelwirbel seiner Hände auf dem Gesäß eines seiner Diener vernehmen könne. „Gutes Kiehnd, gutes Kiehnd . . .!“ Einen so köstlichen Prinzen hat das Publikum in seiner Hauptstadt noch nicht empfangen. Mir aber rannen schmerzende Tränen über das Herz.

Djellah

Von Peter Altenberg

Stets betrachtete ich diesen speziellen Typus von adeligster schlankster brauner Frauenschönheit als meine geliebten vergötterten Kindchen. Ich meine in diesem Falle die malerische Tänzerin Djellah. Nicht was sie kann, was sie ist, ist ihr Besonderes! Ihr Sinn, die Form ihrer Glieder, der Ausdruck ihrer Augen, die Modellierung von Stirn und Nase, die Farbe ihrer Haut, die Zartheit ihres Wesens ist ihr Besonderes. Man würde sie ebenso verehren, wenn sie langsam durch Lianenwälder schritte oder in einem kleinen Rindenboote säße oder in einem Dorfe vor einer niederen Hütte kauerte —. Sie repräsentiert eine andere Welt, eine schlanke, biegsame, braune Welt, erfüllt mit natürlicher Anmut und sanfter Bewegungsfreudigkeit. Die unbeschreibliche Schönheit ihrer gelbbraunen Beine zu schildern wäre geschmacklos. Vor Idealen verstummt man, falls man nicht ein ganzes Feuilleton darüber zu schreiben den ehrenden Auftrag erhalten hätte. Da freilich muß man loslegen, coute que coute. Djellah ist in der Richtung der herrlichen Ruth St. Denis; nur leidenschaftsloser, weniger prunkvoll, selbstverständlicher, ohne Cobra-Gift-Dekoration. Um so edler und wertvoller. Bei uns kümmert man sich leider noch immer viel zu viel um das „Können“ von Menschen als ausschließlich um ihr „Sein“. Das Erlernbare ist „erlernbar“, aber vor dem „Unerlernbaren“ in jeglicher Richtung, da müssen wir „Habt Acht!“ stehen und ehrfurchtsvoll salutieren. Heil Djellah! Können, erlernen ist gar nichts; aber es von Schicksals Gnaden mitbekommen haben, Glieder, Hände, Füße, Gelenke, Teint, das ist das wirklich Besondere auf Erden.

Bei Gelegenheit ihres Auftretens in Wien

Fortschritt!

Niederungen der Bedürftigkeit

Der Königsberger Naturforschertag hatte das Berliner Tageblatt so aufgeregt, daß es beschloß, seinem Leserkreis auch einmal wissenschaftlich zu kommen. Zu diesem durchaus pädagogischen Ziel wurde ein unglücklicher Presse-Greis abkommandiert, der sich aber mit Händen und Füßen gegen seine Aufgabe gewehrt zu haben scheint. Dieser Bedauernswerte ging offenbar von der Absicht aus, dem Publikum des B. T. das Geheimnisvolle aller Wissenschaft schon durch seinen Stil zu weisen. Der Verfasser — J. Kastan, möge sein Name überliefert sein — macht schon durch den Titel seines Artikels auf die Schwierigkeiten des naturwissenschaftlichen Studiums aufmerksam:

Sein Ziel ist schon beinahe erreicht. Der Leser weiß jedenfalls noch nicht, ob er auf die Nachklänge des Naturforschertages hören oder auf Königsberg zurückblicken soll. Aber nicht nur Optik und Akustik streiten um den Sieg. O nein, dem Esoteriker Kastan gehts um Höheres.

„Die Gedankenkolosse, die Planck und seine Arbeitsgenossen am Baume der Erkenntnis in ihren Hirnwerkstätten hin- und herwälzen, um neue Anschauungen von dem Weltbilde zu gewinnen, sie bleiben vorerst wenigstens dem Laiensinn unzugänglich; sie bleiben vielmehr geheim und sind weit entfernt davon, allgemein und gleich zu sein. Man nähert sich ihnen nur unter ganz bestimmten, aber unerläßlichen intellektuellen und scientificischen Voraussetzungen.“

Das steht wirklich da, in der Abendausgabe vom 28. September einer großen Berliner Zeitung. Indessen scheint sich doch, nach der ganzen Fassung des Satzes, der Herr Kastan zu wundern, daß seine „Gedankenkolosse“ nicht „allgemein und gleich sind“. Er kann ganz ruhig sein. Wie sollen die ärmsten denn allgemein und gleich sein, wo sie doch nicht wissen, ob „die Planck und seine Arbeitsgenossen“ sie „am Baume der Erkenntnis“ oder „in ihren Hirnwerkstätten“ „hin- und herwälzen“. Ich denke, schon das beschwerliche Hin- und Herwälzen wird ihnen ihre Gleichheit genommen haben. Warum sie aber nicht auch „allgemein“ sind? Sehr einfach! Man nähert sich doch nur unter unerläßlichen scientificischen Voraussetzungen. Ich begreife nicht, wie Herr Kastan es über sich gewinnen kann, nicht: Heureka! zu rufen. Die Entdeckung, daß man sich der Wissenschaft nur unter scientificischen Voraussetzungen nähert, hat doch sicher ein Fluidum an sich, das dem Tageblatt ungeahnte Siege unter einem Leserkreis sichert, der sich bisher nur mit der bereits etwas veralteten Herleitung der Armut aus dem Pauperismus beschäftigt. — Woran liegt aber dieser ungeheure Umschwung der Dinge? Er liegt an einer Charaktereigenschaft des Forschers Ehrlich. Bisher kannte man musikalische und unmusikalische Forscher. Das Tageblatt hat eine neue und sehr gebildete Begabung entdeckt: die biologische. Bitte, man lese: „Der biologische Forscher Ehrlich, der durch seine Entdeckung mitten hinein in das Gewühl des Lebens getreten ist...“ Der scientificische Journalist Kastan, der mitten hinein in das Gewühl der Syntax getreten ist, war aber so bescheiden, eine triftige Entschuldigung vorzubringen: „Denn in die Erkenntnistiefen, wenn auch nur nachbegreifend, mit einzudringen, ist und bleibt in alle Ewigkeit nur den wenigsten beschieden.“

Nun, die alte gute Reportersitte hat ja stets vorgeschrieben: Wenn man irgendwo nicht mit eindringen kann, dann wartet man draußen und fragt den Portier aus. Der Portier scheint denn auch Herrn Kastan berichtigt zu haben. Mit den Erkenntnis-Tiefen war es wohl nichts; denn auf einmal bekommen wir von Planck und Ehrlich zu lesen: „Nur daß der eine sich lediglich auf den Hochspitzen der reinen Anschauung hält und halten muß, während der andere in die Niederungen der Bedürftigkeit sich herabzulassen vermag“. Wer kann ermessen, wie furchtbar gefährlich die Kletterpartie von den Tiefen über die Hochspitzen in die Niederungen ist, wenn der Journalist, der sie verantwortet, sich nicht zu entscheiden vermag, in welche Niederungen Ehrlich sich herabläßt: in die Niederungen des Bedarfs, oder in: die jener, welche seiner bedürfen, oder gar — aber nein, das ist doch wohl im Tageblatt unmöglich — in die der Bedürftigen?

Progreß

Herr Busse zog über die Hügel

Das „Literarische Echo“, diese „Halbmonatschrift für Literaturfreunde“, ist ein Blatt, in dem sich die kleinen Dichter gegenseitig den Lorbeer aufs Haupt setzen.

In der letzten Nummer lobt ein Herr Gustav Schüler Herrn Carl Busse auf der Teufel komm' raus. Er kommt aber auch sofort, denn die nächsten drei Seiten enthalten ein Selbstporträt Busses, zu dem er vor dem Spiegel Toilette ge-

macht hat. Von Herrn Schüler sagt der ahnungslose Hans Benzmann, daßer „ein sprödes Talent sei, pathetisch und wuchtig, in kraftvoller Wortsymbolik und skeptischem Paradoxismus schwele“. Ich habe dies erst nachher gelesen.

Ich saß eines Abends im Café Bauer und blätterte in den Zeitschriften, bis mein Blick auf eine Stelle fiel, die mich aufrüttelte. „... eine leise beseelte Künstlerhand, ein feines sonntägliches Glockenschwingen und Schmetterlingsfliegen über rotblühenden Kleefeldern und wogenden Ackerbreiten.“ Was war geschehen?! Herr Carl Busse hatte einen neuen Gedichtband unter dem Titel „Die heilige Not“ erscheinen lassen. Seit Herr Schüler dieses Buch gelesen hatte, fand er keine Ruhe mehr. „Die Not baut unerbittlich ihre hohen, lichtverstellenden Schranken. Blumen, die hinaufwollen, müssen verkümmern, weil die Planken, die um alle Sehnsucht gezimmert sind, nichts dulden, das sie im Drang nach Licht und Leben übersteigen will.“ Herr Schüler merkte in seiner unbefleckten Ahnungslosigkeit nicht, daß Herr Busse sein Buch aus eben den Planken gezimmert und — damit sie nicht in ihrer häßlichen kiefernen Nacktheit dastehen sollten — mit Fliegenleim und Lakritzensaft bestrichen hatte. Kraftvolle Wortsymbolik, sagte Herr Benzmann Herrn Schüler nach. „Trotz allem, was man in merkwürdiger und merkwürdig störrischer Art gegen ihn (Busse) gesagt hat und noch sagt, ist er ein Meister in Stimmung und Form. Er ist voll allem, es sei wiederholt, lyrisch bis in die Fingerspitzen.“ Das ist kraftvolle Symbolik.

Weiß man im „Literarischen Echo“, weiß Herr Schüler denn, was lyrisch ist? Busse — ein Lyriker?! Busse, der neben Rudolf Presber zu den Lieblingen der Mädchenpensionate zählt, Busse, der niemals Gedichte, sondern nur Rosinenwasser verzapft hat, lyrisch? Ich habe die vier Gedichtbände Busses nicht gelesen, nur darin geblättert. Aber im „Literarischen Echo“ fand ich ein Gedicht, aus dem ich folgende Verse hersetzen will. Ernstgemeinte. „An mein Kind“.

Doch heb' einst nicht das Haupt so sehr:
wir kamen auch von unten her
in Tiefen haben wir geschafft,
die Tiefe gab uns Kern und Kraft.
Es trug dein Ahn kein Ritterschwert,
ihm waren Pfriem und Ahle wert.
In blanker Kugel glomm das Licht —
Vergiss das nicht — Vergiss das nicht.

Viel schlechter sind Stammbücher-, Ansichtskarten- und Stollwerkbilderreime nicht. Auch früher schrieb Busse so.

Die Graugans zog gen Süden heut
wohl mit geschwindem Flügel,
da fuhr mit Schall und Brautgeläut,
juchheirassa!
ein' Hochzeit über die Hügel.

Juchheirassa! lyrisch bis in die Fingerspitzen! Ist Busse, der Prosaist besser? Er selbst gibt zu: „All die Romane und Novellen, die ich schlecht machen mußte, weil ich sie noch (!) nicht gut machen konnte, haben mir Studium und Ehe, haben mir ein Leben ermöglicht, wie ich es führen wollte. Ich liebe die Dichter nicht, die nur am Schreibfisch Dichter sind und deren ganze Kraft in ihre Bücher geht“. Hiernach erübrigt es sich, eine Probe aus der „Referendarin“ oder den „Königsträumen“ anzuführen. Aber nicht genug, daß Busse das Deutsch seiner halbpölnischen Heimat spricht. Er stammt aus dem Städtchen Birnbaum und erzählt im „Literarischen Echo“, daß auch Lesser Ury (der nur von den Zionisten geschätzt wird), Franz Jüttner (ein Zeichner der sogenannten „Lustigen Blätter“, der die Wände des Bierrestaurants „Künstlerklaus“ verschandelte), Georg Busse-Palma (ein jüngerer Bruder des Herrn Carl Busse, auch ein „Lyriker“, der chinesische Dichter vergewaltigte), und die Söhne des Herrn Jankreff Tietz, denen ein paar Dutzend Warenhäuser gehören, in Birnbaum geboren sind. Dann fährt Herr Busse fort: „Birnbaum zählte damals 2500 Einwohner... und ich frage jeden Menschen, wo es in deutschen Landen noch ein so geringes Nest gibt, das in einer kurzen Zeitspanne ein halbes Dutzend doch immerhin respektabler Leute hervorgebracht hat — Leute, die sich so oder so ihren Zeitgenossen bekannt gemacht haben. Wer eins weiß, soll es sagen.“ Das ist doch eine Unverfrorenheit, die selbst einem Größeren schlecht zu Gesicht stände. Busse gibt zu, daß er nur des Geldes wegen geschrieben hat. Aber warum versuchte er es nicht

mit einer jetzt so beliebten Spezialität, zu Millionen zu gelangen. Seine Verse schreien nach Paul Lincke und Victor Holländer. Man weiß, daß R. Lothar selbst mit dem Reimlexikon keine Chansons zustande bringt. Für Herrn Busse wäre es eine Kleinigkeit. Es würde mir eine Genugtuung bereiten, kündete Herr Palfi dem Kurfürstendamm im nächsten Jahre an:

„Die Referendarin“

Operette in drei Akten von Carl Busse
und Rudolf Lothar
oder

„Königsträume“

Operette von Carl Busse und Victor Léon.

Dann würde Herr Busse dem Publikum keine Engelhörner mehr aufsetzen können und doch könnte ihm Herr Holländer einen Einzugsmarsch (frech nach Wagner) in eine Grunawaldvilla schreiben. Zu seinen Hausabzeichen: Ahle, Pfriem und Schusterkugell ließe sich eine stimmungsvolle Couponschere hinzutun — und Herr Benzmann würde von kraftvoller Symbolik sprechen.

Aber ich fürchte, Herr Busse hält sich für einen Dichter. Wäre Herr Busse nur Gedicht- und Romanfabrikant, man würde ihn ertragen, würde es hinnehmen, daß sein Schaffen der Einbruch der Goldenen 110 in die Literatur ist. Seine Leihhauseleganz wäre ein Schulbeispiel. Es muß auch schlechte Schriftsteller geben — aber sie sollen aufrichtig sein und sich nicht als Berufene in Szene setzen. Dieser Herr Busse ist nämlich Kritiker, Kritiker beim „Literarischen Echo“ und „Velhagen und Klasings Monatsheften“. Wie er das Amt des Rezensenten, des Torwächters an der engen Pforte des Reiches der Kunst (André Gide hat einst diese Worte gesprochen) auffaßt, mag eine Anekdote zeigen, die er drucken ließ: „Rudolf Herzog kann die Kritik auslachen, denn das Publikum hat sich für ihn erklärt“. Hiermit ist der Kritiker Busse gerichtet. Sein Ruhm ist ein Treppenruhm. Er ist stufenweise die teppichbelegten Aufgänge der Kurfürstendammwohnungen emporgeeilt und hat sich in die Boudoirs gedrängt, wo er neben den Hausfreunden und den „Gesprächen der Aloysia Sigara“ auf dem Divan zu liegen kam. Nach Art emporgekommener schlechter Dichter haßt er die echten. Und so erzählte er den Lesern von „Velhagen und Klasings Monatsheften“ neulich folgende Unverschämtheiten von dem herb-süßen Roman „Malte Laurids Brigge“: „Die zweibändigen „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ sollen nur als charakteristische Ausgeburt einer selbstgefälligen Aesthetenkunst Erwähnung finden. Aus dem ungeheuren Wortbrei der zwei Bände habe ich sonst nur noch behalten, daß einmal ein blinder Mann Blumenkohl ausruft — was für Herrn Brigge ein ungeheures Erlebnis ist.“ Die subalterne Phantasie Busses kann sich in die Gedankenwelt Brigges nicht einschleichen. Von dem Verfasser, Rainer Maria Rilke, sagt Busse: „R. M. Rilke war bisher ziemlich harmlos: ein poetischer Kunstglasbläser und Zierathämmerer. Sein Malte Laurids Brigge aber hätte das Zeug dazu, die Entwicklung einer sanften Verblödung in einem gar zu aufmerksamen Leser anzubahnen. Und darauf darf man es nicht ankommen lassen. Man muß sich für seine Kinder erhalten.“ Vielleicht wäre es besser, statt gegen Busse ein Pasquill gegen das Publikum zu schleudern, welches nicht protestiert, wenn alberne Bemerkungen als kritische Waffengänge ausgebaut werden. Diese Leser haben den Treppenruhm Busses gezüchtet, sie lassen ihn nicht fallen.

R. K. Neumann

Die neue Sezession

Die Kritik macht sich das Leben sehr bequem. Sie arbeitete bei jeder neuen künstlerischen Erscheinung, bei jeder neuen künstlerischen Institution mit denselben Mitteln: sie schweigt oder witzelt. Und das Publikum lacht. Beiden Parteien gemeinsam ist das innige Verhältnis zu Michelangiolo und Rafael, zu Goethe und Schiller, zu Beethoven und Mozart. (Allerdings berufen sich auch die Kitscher aller Künste auf diese Herren.) Konservative, Liberale und Demokraten sind darin einig, daß ungefähr mit dem Jahr 1870 die Kunst definitiv begraben wurde. Sie erkennen aber bereitwillig die Leute an, die sie an ihre Jugend- und

Schul-Eindrücke möglichst getreu erstärken, also die Kopisten. Denn die Mehrheit ist angeblich so durch die Geschäfte und die Lebensfreude überanstrengt, daß sie nicht Lust hat, Neues aufzunehmen. Namentlich, wo es sich um unfruchtbare Dinge handelt. Lieber treibt man den blühenden Unsinn, in die Luft zu fahren. Vielleicht funktioniert es bald und wir können hier auf der schäbigen Erde wieder atmen. Aufatmen.

Ein rührender Zug der Deutschen bleibt ihre Liebe zu den ollen Griechen. Die sind ihnen tüchtig eingebleut. Die sitzen. Ein Besitztum für den unkünstlerischen Menschen: die Elke, mit der die Werke der Bildhauerei gemessen werden können. Die Griechen verstanden es (das haben wir gehabt). Sie fanden alles, sogar das Meer. Sie wagten sich freilich hinauf. Aber warum sich ins Uferlose verlieren, denkt der solide Bürger, wenn man schon mal etwas gefunden hat. Zeus Otricoli, Venus von Milo. Das ist es. Punkt.

Für die Malerei sorgte die Renaissance, „jene Epoche, welche...“ Enge Verwandtschaft mit den Griechen nachzuweisen. Dazu Italien, das Land der Kunst, wo die Zitronen blühen. Goethe. Punkt.

Die Niederländer. Schon vorsichtiger zu behandeln. Naturalismus. Fleischeslust. Dennoch: Rembrandt haben wir gehabt. Halldunkel sehr künstlerisch. „Dämmerung“ in Deutschland durchaus plausibel.

Die alten Deutschen. Wenigstens wieder Verwandtschaft mit den bewährten Niederländern nachzuweisen. Und mit dem Christentum. Und die Deutschen „denken“. Also genehmigt.

Nun wird die ganze Angelegenheit erst bedenklich. Mit Feuerbach und Böcklin geht man mit. Sie verbinden griechische Gestalten mit deutschem Empfinden. Böcklin insbesondere schildert. Man kann das verstehen.

Die Franzosen wurden 1871 endgültig geschlagen. Und jetzt werden ihre Maler zu Meistern ernannt. Solchen Unfug sollen wackere, ehrliche Menschen mitmachen? Wattau ließen sie sich gefallen, man kann seine Szenen für Maskeraden gebrauchen. Aber van Gogh! Da mußte ein Lokalanzeiger im Namen der Menschheit dreinschlagen. Keine Verwandtschaft festzustellen. Keine Tradition. Selbst die Weisheit der Fibel und des Bilderbogens auf den Kopf gestellt. Das Fundament der letzten Vorschulklasse zertrümmert. Gelöst sind alle Bande der Natur, alle Subjekte von ihren getreuen Objekten: der Baum ist grün, Himmel blau, Mohn rot, Schaf weiß.

Der Deutsche lebt nur in Formeln, Dogmen und Symbolen, lebt also überhaupt nicht. Er lacht, wenn der Lyriker vom Hören mit dem Auge spricht. Wenn er wenigstens damit sehen könnte. Er rühmt sich dieser Fähigkeit und trägt stets eine rationalistische Brille. Sie färbt ihn die Außenwelt. Sie schützt ihn vor den Strahlen des Genies. Blendendes verblendet ihn. Es reizt ihn. Nur wenn der Glanz genommen ist, wenn er seine Ursachen untersuchen und „verstehen“ kann, läßt er sich diesen Schwindel gefallen. Genie und Mystik ist Quatsch. Nur auf dem Weg der Analyse und der

Pädagogik bewilligt er dem andern die Optik des eigenen Auges.

Was natürlich zum Künstler nicht ausreicht. Höchstens zum Maler. Denn Kunst besteht nicht aus der richtigen Wiedergabe äußerer Eindrücke. Das ist ihre Voraussetzung, die Technik. Modellposen nachweisen können, bedeutet nichts, „Kunst des Buchstabierens“. Kunst fordert die Belebung, die Bewegung, die Beseelung des Anschaulichen. Des Anschaulichen. Literatur läßt sich nicht malen.

Die Neue Sezession wird Erfolg haben. Weil sie die Großen der Kunst „menschlich näher bringt“, plausibel macht, wie ich schon sagte. Ueber van Gogh (mit Abstand zu nennen), über Gauguin, Hodler, Klimt, Matisse wird geschimpft. Ihre Nachahmer sieht man sich an. Die göttliche Manie wird hier zur irdischen Manier. Die unverständlichen Striche und Punkte und Farben sind korrekt geordnet, Sinn ist in die Geschichte gebracht. Das treibt die Mehrheit.

Trotzdem ist das Niveau höher, als bei ähnlichen Veranstaltungen. Es sind einige da, die Technik in meinem Sinn besitzen, die mit eigenen Augen sehen. Ich nenne E. L. Kirchner. Es sind einige da, die Kunst in sich tragen. Ich nenne den Maler Max Pechstein und den Bildhauer Otto Freundlich.

Und erregte Kunstfreunde möchte ich mit dem wichtigsten Griechenwort beruhigen: Panha rhei. Trust



Kuno Kohn

Von Alfred Lichtenstein

Seit einem halben Jahr wohne ich in der Nürnbergerstraße. Von den Hausbewohnern hat noch niemand etwas gemerkt. Ich bin vorsichtig.

Das weiße Kostüm bringt mir Glück, ich verdiene genug. Ich habe angefangen zu sparen, denn ich fühle, daß die Kräfte nachlassen. Häufig bin ich matt, manchmal habe ich Schmerzen. Auch werde ich dick und alt. Ich schminke mich nicht gern — —

Ich stehe nicht mehr unter Kontrolle. Kuno Kohn hat mich frei gemacht, ich bin ihm dankbar. Kuno Kohn ist häßlich.

Kuno Kohn hat einmal gesagt, daß er Knochenfraß habe.

Sonderbar ist die erste Begegnung gewesen: Es regnete. Die Straßen waren naß und schmutzig. Ich stand an einer Laterne in der Kaiserallee und blickte auf die angespritzten Kleider. Wenn Wind kam, fröstelte ich. Die Füße schmerzten von den Schuhen.

Selten ging wer. Meist auf der anderen Seite. Mit aufgeschlagenem Mantelkragen. Den Hut über die Stirn... Niemand beachtete mich, ich stand traurig.

Der Kies knirschte hinter mir. Hart und plötzlich, daß ich aufschreckte. Ein Polizist kam, die Hände am Rücken. Er ging langsam. Er sah

mich argwöhnisch an, stolz auf sein Recht. Er fühlte sich Herr! Er schritt weiter. Ich lachte höhnend, er schaute sich nicht um. Der Polizist verachtete mich...

Ich gähnte, es war spät geworden. Ich ging bis zur Kantstraße. Da kam einer, der war klein und verwachsen. Er blieb stehen, als er mich sah. Er versteckte einen Teil des Gesichtes hinter dünnen Fingern. Und rieb am rechten Lid wie wer, der sich schämt. Und hustelte... Ich trat dicht zu ihm, daß er mich fühlte. Er sagte: Na — Ich sagte: Komm Kleiner. Er sagte: Eigentlich bin ich homosexuell.

Und nahm meine Hand.



Schmuck der Berliner Theaterprogramme III / Metropol-Theater



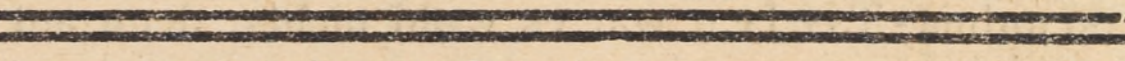
Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Fall statt

PAUL SCHEERBART

Das Perpetuum mobile

Verlag Ernst Rowohlt Leipzig



Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Wochen-Spielplan der Berliner Theater

Oktober	Dienstag 4.	Mittwoch 5.	Donnerstag 6.	Freitag 7.	Sonnabend 8.	Sonntag 9.	Montag 10.	Theater mit gleichbleibendem Spielplan:
Deutsches Theater Schumannstrasse 13 a	Judith	Was Ihr wollt	Sumurun	Faust	Sumurun	Don Carlos	Sumurun	Berliner Theater Gastspiel Hansi Niese: Charlottenstr. 93 Das Musikantenmädel
Kammerspiele Schumannstrasse 14	Das Kloster	Gyges und sein Ring	Gawân	Komödie der Irrungen / Heirat wider Willen	Der Arzt am Scheidewege	Komödie der Irrungen / Heirat wider Willen	Der Graf von Gleichen	Modernes Theater Die beste der Frauen Königgrätzerstr. 57/58
Lessingtheater Friedrich Karlsrufer 1	Einsame Menschen	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Das Konzert	Wenn der junge Wein blüht	Wenn der junge Wein blüht	Einsame Menschen	Neues Theater Die goldene Ritterszeit Schiffbauerdamm 4a/5
Komische Oper Friedrichstr. 104/104 a	Der Arzt wider Willen	Zigeunerliebe	Der Arzt wider Willen	Die Bohème	Der Arzt wider Willen.	Die Bohème	Der Arzt wider Willen	Residenztheater Noblesse oblige Blumenstr. 9a
Neues königliches Operntheater Königsplatz 7	Manon	Don Juan	Carmen	Tannhäuser	Cavall. rusticana Barbier v. Sevilla	Mignon	MadameButterfly	Trianontheater Pariser Witwen Pr. Friedr. Karlstr. 7
Neues Schauspielhaus Nollendorfstrasse 11/12	Ueber unsre Kraft I	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Wann kommst Du wieder	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Ueber unsre Kraft I	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Der Tartüff Der Herr von Pourceaugnac	Neues Operettentheater Der Graf von Luxemburg Schiffbauerdamm 25
Kleines Theater Unter den Linden 44	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Premiere Der Liebestrank Die Zensur.	Der Liebestrank Die Zensur	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Der Liebestrank Die Zensur	Erster Klasse Die verflixten Frauenzimmer	Theater des Westens Die schönste Frau Kantstrasse 12
Königliches Schauspielhaus Gensdarmenmarkt	Der Schlagbaum	Die neue Sonne	Wilhelm Tell	Die Räuber	Molière und die Seinen / Tartüff	Der eingebildete Kranke	Die Journalisten	Metropoltheater Hurrah — Wir leben noch! Behrenstrasse 55/56

Neue Sezession

Graphische Ausstellung
1910

1. Oktober bis 1. Dezember

in der

Galerie Maximilian Macht

Berlin W., Rankestrasse 1

an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche



Fritz Gurlitt / Hofkunsthandlung

Potsdamerstrasse 113 Villa II **Berlin W** Potsdamerstrasse 113 Villa II

Herbstausstellung von Werken der Maler:

Toni Stadler * O. Brioschi * E. Stort * E. Oppler
Uhde * Zügel * Trübner * Leibl * Feuerbach etc.

Wochentags von 10—5 / Sonntags von 12—2 geöffnet

Lesen und staunen!!

Um unseren Sicherheits-Rasierapparat „Romileti“, welcher alle bis dato auf den Markt gebrachten Rasierapparate **übertrifft**, schnell in allen Kreisen einzuführen, haben wir uns entschlossen

5000 Stück zum Selbstkostenpreise v. Mk. 6— (statt Mk. 15—)

zu liefern.

Dieser Apparat ist aus dem **allerfeinsten Material** hergestellt, **schwer versilbert** und wird in **elegantem Leder-Etui** mit **12 vorzüglichen Schneiden** versandt.

Lassen Sie sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen!!

Beachten Sie die grossen Vorteile, die Ihnen ein **guter** Apparat bietet:

1. Grosse Ersparnis an Zeit und Geld! ::
2. Stets sauber rasiert, da Schneiden und Kratzen vollständig ausgeschlossen! ::
3. Kein Warten beim Barbier! ::
4. Keine Ansteckungsgefahr, wie Bartflechten usw.! ::
5. Auf der Reise, auf See, im Manöver usw. unentbehrlich!

30 mal benutzt, hat sich der Apparat bezahlt gemacht!

Die in jeder Beziehung **vorzüglichen** Messer besitzen einen derartigen durch ein spezielles Verfahren hergestellten Härtegrad, dass sie für den **stärksten Bart** verwendbar sind.

Bestellen Sie sofort, denn diese 5000 Rasier-Apparate werden infolge ihrer **noch niemals gebotenen Billigkeit** bald vergriffen sein.

Sie erhalten diesen **tadellosen** Rasier-Apparat gegen Nachnahme von **6,30 Mk. portofrei**. Wir richten nur die bescheidene Bitte an Sie, diesen Apparat in Ihrem werten Bekanntenkreise zu empfehlen.

Nach Absatz dieser 5000 Apparate kosten diese **15 Mark**.

Versandhaus chemischer und technischer Neuheiten Hans Fredrich

:: **Berlin SW. 68, Kochstrasse 72** ::

Dr. Rudolf Bluemner

Schauspieler und Regisseur am Deutschen Theater
Lehrer a. d. Schauspielschule d. Deutschen Theaters

erteilt Unterricht in

Sprachtechnik und Rollenstudium

BERLIN W 35
Lützowstr. 98, II

Telefon: Amt VI, 1769
Sprechstunde: 5—6 Uhr

MAX GIESSWEIN

Kgl. Sächs. u. Kgl. Württemb. Hofopernsänger

BERLIN W. 50, Culmbacherstr. 6

Fernsprecher VIa, 18926

Fernsprecher VIa, 18926

ERTEILT GESANGUNTERRICHT

Sprechstunde 3—4 Uhr

Dampf-Fabrik für Puder, Schminken u. Kosmetika

L. Leichner

Lieferant der Königlichen Theater Berlin
BERLIN SW., Schützenstrasse Nr. 31

Die besten Gesichtspuder sind:

Leichner's Fettpuder
Leichner's Hermelinpuder
Leichner's Aspasiapuder
Leichner's Tagesschminken
Leichner's Kaiserrot, Blumenrot
Leichner's Rouge de Théâtre
Leichner's Rouge Aspasia

Leichner's Fettschminken für die Bühne

Ferner sind im täglichen Gebrauch der Künstler und Künstlerinnen: Goldcream, Abschminke, Abschminkpapier, Augenbrauen- und Lippenschminke, Puderquasten, Hasenpfoten, flüssige Schminken, Eau de lys, Haarpuder, Zahnpasta, Leichner-Album, Polisseur zur Nagelpflege. Neu: Leichner's Handschuhpuder, feinste trockene Parfümierung und zur Körperpflege.

Erste Preise auf allen beschickten Weltausstellungen, zuletzt Wien 190 Goldene Staatsmedaille; St. Louis U. S. A.: Grand prix; Paris 190 Vice-Präsident der Jury international; Mailand 1906: Grand prix

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

:: Nr. 307/8 ::
soeben erschienen

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTlich

Verlag „Der Sturm“

Wir übernehmen in unsern Verlag

Herwarth Walden
DAFNISLIEDER

Für Gesang u. Klavier / 52 Seiten

DREI MARK

Durch alle Buch- und Musikalienhandlungen oder direkt durch den Verlag DER STURM Halensee / Katharinenstrasse 5

Berufen Sie sich

bitte bei Einkäufen auf die
Anzeigen dieser Zeitschrift

Eheschliessungen England
rechtsgiltig in
Prosp. fr.: verschl. 50 Pf.
Brock & Co., London E.C. Queenstr. 90-91
Heddy Sänger, Massage, Potsdamer Str. 107. I.

Schriftdeutung!

L. Werner, Graphologe, z. Zt. Bad Nauheim, postlag. — Prima deutsche, engl. Ref. — Skizze 2 M.; Charakterbild 4 M. (Betrag in deutsch. Briefmark., Rückp.). Erford. mind. 20 Zeilen Prosa (kein Zitat, keine Linien). Namen, Adresse, Geburtstag, Mon., Jahr.

England. Angenehmer Landaufenthalt f. Damen i. besser. Privathause.
Miss Kendon „The Fias“ Goudhurst, Kent.

Rosa Cohn, Massage-Institut
Potsdamer Str. 41 a.

Wer probt, der lobt.

Walthers echte **Lilienmilchseife**
extra milde
Dtz. M. 2.50 bei 30 Stck. kostenfrei M. 6.—
Labor. E. Walther, Halle a. S., Stephanstr. 12.

Morphium- etc.

Entwöhnung in der mildesten Form absolut zwanglos bei Dr. Franz Hub. Müller, Schloss Rheinblick, Bad Godesberg b. Bonn. Modernes Spezialsanatorium, 1899 gegr. für 20 Pat. 1. Kl. Zwanglose Alkoholentwöhnung. Alle Auskünfte u. illustr. Prosp. umsonst.

Sanatorium für Kosmetik, Haut- und Haarleiden
Park gg. Palmengarten Ausf. Prosp. frei
Leipzig. Dr. med. M. Ihle.